

Lauf Leben, lauf!

Tragik, Wut und Ostseestrand.

Report einer Ungewollten

Suna Geiger

Suna Geiger wuchs an der malerischen Ostseeküste auf und entwickelte früh ein Faible für Menschen und ihre Geschichten. In ihrem literarischen Debüt skizziert sie den Werdegang der facettenreichen Antje.

Sie ist verheiratet, hat zwei Kinder und lebt in Berlin.

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2025

Umschlaggestaltung: GuterPunkt, München

Druck und Vertrieb: tredition GmbH, Halenreihe 40–44
22359 Hamburg, 2. Auflage (August 2025)

ISBN 978-3-384-30774-3

Prolog	9
Füße im Sand	11
Zwist	15
Zutrauen	19
Urkunden	35
Lehrjahre	51
Übernahme	59
Wiedersehen	65
Waldknall	71
Kisten	81
Verantwortung	85
Überschwemmung	91
Verstehen	97
Familie	105
Abendessen	111
 Die letzten Seiten	 115

Für Horst.

Vielleicht hast du mein Leben gerettet.

Prolog

Aufgeregt standen meine Schwester und ich in der Küche und beobachteten, wie Mutter den Einkaufskorb auf den dunkelblauen Esstisch hob. Unsere Augen folgten jedem Handgriff, als sie die Lebensmittel auspackte: Honigbär, Milch, Kartoffeln, Konfitüre, Brot, Wasser, Limonade und Obst.

Dann hielt sie einen Plastikbecher hoch, die bunten Aufdrucke waren uns fremd.

„Was ist das?“, fragte ich.

„Das hat Horst euch von seiner Dienstreise mitgebracht. Ein Markenjoghurt aus dem Westen.

„Oh“, staunte Jenni und sah meine Mutter mit großen Augen an, „kann ich den essen?“

Horst kam gerade wieder in den Raum, als sie zu antworten ansetzte.

„Natürlich kannst du ihn haben“, lächelte sie ihr zu und überreichte ihr einen Löffel.

„Und ich?“, fragte ich.

„Deine Schwester ist jünger und wächst noch, sie kann den Joghurt essen. Du kannst ja den Deckel ablecken.“

Jenni lachte.

Ich erstarrte innerlich. Derartig gedemütigt hatte ich mich lange nicht mehr gefühlt. Ich unterdrückte meine Tränen, lächelte, nahm den Deckel und tat so, als würde ich die Joghurtreste ablecken. Danach warf ich ihn in den Müll und verließ die Wohnung. Hinaus in den Wald.

Glitzernd und lebendig, so hätte das Leben an der Ostseeküste sein können. Dort wohnen, wo andere Urlaub machen. Viele DDR-Bürger hätten für unseren Wohnort ihr Hab und Gut gegeben.

Von außen wirkte meine Welt zauberhaft und idyllisch. Nachts blinkte das Licht der Leuchttürme über die dunklen Ostseewellen. Am Strand gab es diesen feinen, sauberen Sand, den nur die Ostseeküste kennt. Je nach Jahreszeit waren die Körner frostig oder wärmend. Die Weite des Meeres schien endlos, Schiffe am Horizont deuteten an, dass da irgendwo eine noch viel größere Welt war.

An der Ostsee zu leben bedeutete ein großes Privileg zu genießen. Auf der Promenade in der Sonne zu flanieren und sich mit selbstgenähten Klamotten zur Schau zu stellen, das war aufregend und gehörte in der Hauptsaison zum guten Ton. Und die frische, salzige Luft war herrlich, eine heilsame Brise, körperlich wie seelisch.

Eine Kindheit an der See hätte unbeschwert sein können.

Ich aber erzähle eine *andere* Geschichte.

Füße im Sand

Gegen vier Uhr nachmittags ist mir nach Wassereis und Füßen im Sand. Die Sonne wärmt die Ferienanlage auf, das Thermometer zeigt fast dreißig Grad. Ich wechsle das Kleid, mache mich frisch und packe ein Buch ein.

Wir machen Urlaub an der Ostsee. Mein Mann ist in der Ferienanlage und muss am Laptop ein paar Sachen erledigen. Unsere erwachsene Tochter ist in Frankfurt geblieben. Zum ersten Mal seit vielen Jahren bin ich wieder hier in der alten Heimat. Nach einem zehnminütigen Fußmarsch komme ich an. Was habe ich die See vermisst! Ich rieche das Salz, höre die Möwen. Es ist wie immer windig, aber angenehm. Ich suche mir einen Schattenplatz, mache es mir bequem und beginne zu lesen.

Nach ein paar Minuten fällt mir ein Gerangel auf. Eine Mutter schimpft mit ihrem Sohn, zieht ihn zu sich heran und schreit auf ihn ein. Mir wird flau im Magen. Sollte ich dazwischengehen? Manchmal tue ich das, heute entscheide ich mich jedoch dagegen.

Ich unternehme einen weiteren Versuch, lese weiter. Das Wort *eingesperrt* kommt vor. Ich setze ab, blicke in die Ferne. Rechts von mir, am Felsen, noch immer Geschrei.

Ich habe Angst, dass die Frau ihren Sohn schlagen könnte, sie steigert sich immer weiter rein, das Kind brüllt. Hier wird Urvertrauen erschüttert.

Mein Kopf rattert. Erneut frage ich mich: *Hingehen?* Ich fühle mich wie gelähmt. Ich sollte mich nicht einmischen. Bei Kindern und Tieren kenne ich kein Pardon – und schlichte auch bei Fremden.

Jetzt aber kneife ich die Augen zusammen. Passiert das *wirklich* gerade? Mutter und Sohn entfernen sich. Ich versuche ein letztes Mal, weiterzulesen, doch etwas in mir sträubt sich. Ein altbekannter Schmerz macht sich in meiner Brust bemerkbar. Ungebetene Bilder blitzen auf, Erinnerungsfetzen. Ich habe meine Vergangenheit nicht verwunden, sie mischt sich in meine Gegenwart. In mir bricht Chaos aus, die Realität verschwimmt.

Vielleicht muss ich ein paar Passagen meiner Geschichte Revue passieren lassen, um Frieden zu schließen.

*

Ich wuchs in der Hansestadt Rostock auf. Ich weiß noch, wie mir zum ersten Mal erzählt wurde, dass ich in einer *Hansestadt* leben würde. Ich habe gefragt, was das bedeuten würde. *Hansestadt* klang lustig, wie *Hans*. Ich sagte das zu meiner Mutter, doch die kanzelte mich ab. Was ich für Flausen im Kopf hätte! Erst am Ende meiner Grundstufenzeit wurde mir erklärt, dass es ehemals ein vor Jahrhunderten gegründetes Bündnis gab, mit dem Ziel, die militärischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen zweihundert Städten in Mittel-, Nord- und Nordosteuropa

zu fördern. Teilweise bildeten die Mitglieder eine gemeinsame Flotte, um Seeräuber und Freischärler zu bekämpfen. Vor etwa dreihundert Jahren zerfiel das Bündnis, doch noch heute heißen einige Städte eben Hansestädte.

Wenn ich an Rostock denke, sehe ich vor meinem inneren Auge rote Backsteingotik-Fassaden, ich denke an das majestätisch anmutende Kröpeliner Tor und die angrenzende Kröpeliner Straße mit bunten Geschäften, Cafés und Restaurants.

Vor allem aber denke ich an mein Heranwachsen in einer kargen Plattenbausiedlung, ein paar Kilometer vom Stadtkern entfernt. Es war auch eigentlich nicht mehr Rostock, sondern eine kleinere angrenzende Stadt. Ich lebte dort mit meiner Mutter und meinem vier Jahre älteren Stiefbruder Maik, von dem ich erst später erfahren sollte, dass er ‚nur‘ mein Stiefbruder war. Zwei Zimmer, einfaches Mobiliar, insgesamt eine spartanische Ausstattung. Normal in der DDR, normal für uns.

Meine Mutter zog uns gemeinsam groß, aber sie bevorteilte Maik, wo sie nur konnte. Mich terrorisierte sie stattdessen über Jahre und ließ kaum eine Gelegenheit vergehen, mich spüren zu lassen, dass ich in ihrem Leben eigentlich nicht vorgesehen war. Einmal vergaß sie meinen Geburtstag. Sie gratulierte mir einfach nicht. Es war ihr nicht wichtig. Bei Maik wäre ein solcher Fauxpas undenkbar gewesen. Aber ich war nicht Maik. Ich war das ungewollte Kind.

Ein anderes Mal stand ein Besuch bei meiner Oma an. Ein Kuchenessen war geplant und ich wollte mich schick machen. Mein Pony war gerade frisch geschnitten; meine

Mutter hatte mir verboten, meine Haare länger wachsen zu lassen. Der Pony ging daher nie bis über die Augenbrauen. An dem Tag war es draußen warm und ich freute mich sehr auf das Treffen. Mir fiel ein, dass ich ein noch ungetragenes Kleid im Schrank hatte. Ich hatte es mir aussuchen dürfen, als wir Kinder mit der Mutter einer Freundin einkaufen waren. Mutter hatte mir gesagt, beim nächsten feierlichen Anlass dürfe ich es dann tragen. War der Besuch bei Oma nicht ein feierlicher Anlass? Ich fand ja. Ich mochte das Kleid. Es war rot und weiß gepunktet. Doch meine Mutter sah mich nur kalt an, wie ich mit meinem kleinen Schatz so dastand, und sagte barsch: „So gehst du nicht zu Oma“. Einen Grund nannte sie nicht, warum auch? Ärgerlich schickte sie mich zurück ins Zimmer.

Derartige Demütigungen setzten mir zu und gaben mir das Gefühl, nicht gut genug zu sein und eigentlich gar kein Zuhause zu haben. Klar: Manchmal muss man Töchter vor sich selber schützen, wenn sie zu kurze Kleider anziehen wollen. Das aber war ganz sicher damals nicht der Grund; ich glaube, es ging ihr lediglich um Schikane. Als ich tränen-schluckend ins Zimmer kam, fragte mich Maik, warum ich mich noch mal umziehen würde. Das war zu viel und ich brach in Tränen aus. Was war falsch an mir und meinen Bedürfnissen? Es war doch nur ein Kleid. Ich antwortete Maik nicht, schluchzte stattdessen vor mich hin und zog eine Jeans an. Ich hasste meine Mutter nicht, doch ich war verletzt. Wieder einmal war mein Vertrauen erschüttert worden.

Zwist

„Aufmachen!“

Mein Vater donnerte gegen unsere Wohnungstür. Mit meinen damals fünf Jahren bekam ich es nur gedämpft mit, ich lag unter der Bettdecke, aber es war immer noch laut genug. Im anderen Bett schlief Maik, möglicherweise lag er aber ebenfalls wach.

„Mach auf, verdammt!“

Meine Mutter schien ihm nicht öffnen zu wollen.

Ich warf die Decke weg, hängte meine Beine aus dem Bett, stand auf, schlich mich an die Zimmertüre und beobachtete das Geschehen durch den einige Zentimeter geöffneten Türspalt. Nach weiterem Hämmern öffnete meine Mutter dann doch die Wohnungstür. Ein Mann platzte herein und stieß sie grob gegen die Wand. Was ihr einfallt, ihn draußen stehen zu lassen. Er brüllte grobe Beleidigungen, so außer sich hatte ich einen Mann noch nie gesehen, ich wusste nicht, was hier geschah. Ich hatte schreckliche Angst. Sollte ich wegschauen? Nein. *Dableiben. Hinschauen.* Damit ich wusste, was kommt. Kontrolle bewahren, dachte ich mit meinen fünf Jahren.

Der Mann, der mein Vater war, packte Mutter, drückte sie auf den Küchentisch und verging sich an ihr. Ich verstand natürlich damals nicht, was passierte. Ich wusste nur: *Das ist nicht gut, das soll nicht sein. Es ist Unrecht.* Immer wieder hämmernde Stöße. Irgendwann riss sie sich von ihm los, drückte ihn weg. Er fiel nach hinten, prallte donnernd vor die Küchenzeile. Heute weiß ich, dass er schwer betrunken gewesen sein musste. Aber es war noch nicht vorbei. Meine Mutter öffnete panisch eine Schublade, griff nach einem Messer und drohte ihm schreiend. Er zog seine Hose hoch, brüllte weiter unflätige Worte. Dann verließ er türschlagend die Wohnung.

Und neben mir im Bett lag Maik. Mein großer Bruder. Ich hätte mir gewünscht, dass er ein echter großer Bruder für mich gewesen wäre, eine Person, die mich *sah* und beschützte. Das tat er nicht. Er lag einfach in seinem Bett und schlief. Oder gab vor, zu schlafen, ich weiß es bis heute nicht. Eigentlich war es undenkbar, dass er den fürchterlichen Lärm nicht gehört hatte.

*

Maik war Mutters Liebling. Er wurde verwöhnt, geachtet, gefördert. Und auch ich fand ihn lange Zeit toll, auf einer freundschaftlich-brüderlichen Ebene. Ich sehnte mich danach, einen wirklichen Bruder zu haben, an dessen Schulter ich mich anlehnen könnte. Ich fantasierte, dass er mich zu Geburtstagsfeiern mitnahm. Das hätte mir ein Gefühl von Bedeutung gegeben. Mit der Realität hatte das allerdings wenig zu tun. Zwar beschäftigte er sich ab und an mit mir, aber nur bis zu dem Punkt, an dem es ihn quasi nichts ‚kostete‘. Nie im Leben hätte er seine

kleine Schwester auf Geburtstage mitgenommen. Heute lache ich über diese verträumte Vorstellung. Aber so war es damals. Er war damals meine einzige echte Bezugsperson. Ich schaute mir Marotten von ihm ab, ich bewunderte ihn. Wer, wenn nicht er, hätte auch sonst mein Rollenmodell sein sollen? Von wem, wenn nicht von ihm, hätte ich mir abschauen können, wie das *Leben* funktioniert?

Also redete ich mir ein, dass er mich genauso sehen würde und es lediglich nicht zeigen konnte. In meiner Vorstellung fand er es genauso nett, mit seiner kleinen Schwester auf Ausflüge zu fahren oder an irgendwelchen Treffen teilzunehmen. Er war einfach nur zeitlich nicht in der Lage dazu, das umzusetzen, fantasierte ich mir zusammen. Er hätte es so gern getan – aber er *konnte* nicht. So gingen diese Geschichten, die ich mir selbst erzählte.

Und immer wieder die gleichen Szenen. Einmal, als ich zwölf Jahre alt war, wollte meine Mutter mit ihrem damaligen gerade aktuellen Lebensgefährten ins Kino. Sie waren zu spät und so brach Hektik aus. „Hilfst du mir beim Kleid?“, rief Mutter Maik zu. Es kam keine Reaktion. „Hilft mir jemand beim Kleid?“, fragte sie erneut in unsere Richtung. Maik regte sich weiterhin nicht, blätterte in einem Buch. Stattdessen war ich zur Stelle und half meiner Mutter. „Wann seid ihr wieder da?“, fragte ich in der Hoffnung auf ein bisschen Beachtung. „Mal gucken“, kam die lieblose Antwort, dann Schweigen. Einige Minuten später stellte Maik plötzlich die gleiche Frage, und nun gab sie mit einem Mal eine ausführliche Antwort – und dies trotz der angeblichen Eile. Die Ablehnung meiner Person war mit Händen zu greifen.

Unsere damalige Wohnung hatte drei Zimmer, eine Küche und eine Toilette auf dem Gang. Wir wuschen uns in der Küche, meist ohne Privatsphäre. Ein roter, schwerer Vorhang trennte das Doppelstockbett vom mütterlichen Bett und wir bekamen alles mit, was unsere Mutter so trieb. Sie trieb viel. Sie lernte zum Beispiel Ronald kennen, einen unscheinbaren Typen. Sie mochte ihn. Mochte auch er sie? Sie genoss es, begehrt zu werden. Wenn ich morgens mitbekam, wie er durch unsere Wohnung huschte und seine Schuhe anzog, grüßte er mich und guckte verschämt auf den Dielenboden. Ihm war nicht am Aufbau einer Beziehung gelegen, er schien meine Mutter nur für *das eine* treffen zu wollen. Ein paar Monate später kam Ronald nicht mehr wieder. Ich weiß nicht, ob sie sich gestritten haben, aber es war aus.

Dafür trat Horst an seine Stelle und diesmal war alles anders.

Zutrauen

Ich erinnere mich an den Tag, an dem ich *ihn* kennenlernte. Es fühlte sich für mich fast so an, als wäre er mit *mir* zusammengekommen, statt mit meiner Mutter. Endlich durfte ich erleben, was eine Familie ist – oder sein kann. Ich war froh, dass es endlich jemanden gab, der mich aufzufangen wusste.

Horst kam zu uns in die Wohnung und strahlte, als er mich sah. Er war groß und stämmig, etwas jünger als Mutter. Er studierte Medizin. „Du musst Antje sein?“, sagte er, während er mir die Hand gab. Sofort fasste ich Vertrauen. Kinder merken schnell, ob sie jemandem vertrauen können. Sie analysieren die Mimik, hören Zwischentöne und spüren, ob es jemand ernst meint. Bei Horst empfand ich sofort *Wärme* und *Sicherheit* – und das gab mir unglaublich viel, denn solche Gefühle waren bis dahin eine absolute Seltenheit gewesen.

In Horsts Gegenwart fühlte ich mich mit einem Mal *gesehen*. Ich war nicht mehr nur die lästige Tochter meiner Mutter. Ich war gerade eingeschult worden und konnte ihm immer etwas aus der Schule erzählen. Horst hatte Träume, wollte nach seinem Studium ins Ausland, charakterlich war er ruhig und harmoniebedürftig.

Horsts Mutter hieß Erna und wurde für mich zu Oma Erna, einer zweiten Großmutter. Oma Erna behandelte mich besonders liebevoll. Noch heute wundert es mich nicht, was für ein Mensch Horst war, denn er war einfach voll und ganz der Sohn von Oma Erna. Ich habe viel von ihm gelernt, das familiäre Unterstützen aber auch Besonnenheit im Umgang mit Menschen. Das glatte Gegenteil war allerdings sein Vater Walter, mein neuer Großvater. Er war skeptisch und distanziert zu uns allen, und eben auch zu mir. Als Oberhaupt traf er alleine und autoritär die Entscheidungen für seine Familie. Er sprach nicht viel und wenn waren es grummelnde Worte. Trotz seiner Bedenken heirateten meine Mutter und Horst – und plötzlich hatte ich einen *echten* Papa. Wir verbrachten nicht einmal übermäßig viel Zeit miteinander, aber er gab mir das Gefühl, wichtig für ihn zu sein. Seine Aufmerksamkeit und Zuneigung waren ein großes Geschenk für mich. Ich spürte, dass sich mein Aufwachsen langsam mit wirklichem Leben füllen konnte. Und mit *Liebe*.

*

Wir zogen um, direkt an die Küste und in die Nähe meiner Großmutter mütterlicherseits. Endlich fühlte ich mich familiär eingebunden und an diese Zeit habe ich wahn-sinnig schöne Erinnerungen. Unsere neue Wohnstätte befand sich in einer renovierungsbedürftigen Villa im Wald, zehn Gehminuten zur Küste entfernt. Drei schlauchförmig angeordnete Räume und viel altes Mobiliar. Meine Oma hatte einen Schäferhund, zu dem ich eine besondere Beziehung aufbaute. Ich genoss es, mit ihm zu spielen, während mein erster Großvater zuschaute, auch er streng und mit wenig Emotionen.